

## Durch Nacht zum Licht.

Ein Festgemälde von Paul Böttcher.  
(Fortsetzung und Schluß.)

„Dieses Bekenntniß ist das schönste Christgeschenk, welches Du mir machen konntest, lieber Albert; Gott gebe, daß es nicht nur ein Traum sei!“

Sie hatte in überströmender Zärtlichkeit die Arme um seinen Hals geschlungen, Beide fühlten, daß sie einander angehörten. Selbst die Kinder falteten vor der noch nie gesehenen Scene in stummer Ehrfurcht die Hände — heilige Stille herrschte während der Zeit in dem Gemach — wo zwei Herzen, die durch den Bann der Verkennung so unsäglich gelitten, einander gefunden.

Trüb und regnerisch brach der erste Weihnachtst- feiertag herein, und das beklagenswerthe Ereigniß des vorhergehenden Abends warf noch immer seinen Schatten auf die Festfreude der S.ichen Einwohner.

Ebenso freudlos sah es im Nemann'schen Hause aus, wo der Vater mit den Kindern das Kranken- lager der Gattin und Mutter umstanden. Ein heftiges Nervenfieber, wahrscheinlich eine Folge der Auf- regung des vorhergehenden Abends, hatte Henriette ergriffen, und nun begannen für die Angehörigen viele Tage der Angst und Sorge für das geliebte Leben. Albert wich nicht von dem Lager der Gattin und in seinen besorgten Mienen las man deutlich das aufrichtige Weileid mit der schwer Geprüften.

Der verhängnißvolle neunte Tag und mit ihm die Krisis, welche über Leben und Tod entschied, war vorüber und erst jetzt schöpft Albert neue Hoffnung, daß ihm und seinen Kindern ein schmerzlicher Ver- lust erspart blieb. Aber noch blieb ihm die Befürchtung eines abermaligen Rückfalls und mit Argus- augen überwachte und verhinderte er Alles, was der fortschreitenden Genesung hemmend entgegen treten konnte.

Einige Wochen später sah Henriette am Fenster ihres traulich warmen Stübchens und träumerisch schweifte ihr Blick hinaus auf die winterliche Land- schaft und auf die lustig in der Luft herumtanzenden Schneeflocken.

Ihr gegenüber saß der Gemahl, damit beschäftigt, die Menge der eingegangenen Briefe durchzusehen.

Da fiel ihm plötzlich ein besonders schwerer Brief in die Hände. Die Aufschrift war ihm nur zu be- kannt, und sie hatte eine verlegene Röthe in sein Gesicht gebracht.

Der Brief glitt uneröffnet und von Henriette unbemerkt in die Tasche seines Rockes. Das war jedenfalls nicht der Ort, um das Schreiben zu öffnen. „Du gedenkst also wieder zu reisen, Albert?“ fragte Henriette nach längerem Schweigen.

„Ich muß wohl, Henriette. Du weißt, daß ich alljährlich die Rundschafst wenigstens einmal selbst be- suche. Aber ich werde bald wieder hier sein, verlaß Dich darauf.“

„Und wo gedenkst Du zuerst hinzugehen?“ „In die russischen Ostseeprovinzen, liebes Kind, weil ich dort die größte Rundschafst besitze und mithin die längste Zeit zu verweilen habe.“

„Weißt Du, Albert, mir bangt so sehr vor dieser Reise, muß es denn unbedingt sein, daß Du selbst dorthin gehst?“

„Es muß sein, Henriette. Uebrigens ist Deine Angst eine vollkommen grundlose. Was sollte mir passieren? Bin ich nicht schon zu wiederholten Malen dort gewesen?“

„Ganz recht; aber dennoch beschleicht mich eine unerklärliche Angst, wenn ich an diese Reise denke. Jedoch ich will Dich nicht zurückhalten, wenn es durch- aus sein muß.“

Henriette blickte wieder hinaus in die winterliche Landschaft. Dede und traurig wie die Natur, so war es in ihrem Herzen. Beseligt durch den Gedanken, die ungetheilte Liebe des Gatten zu besitzen, sollte sie sich wieder für eine mehrmonatliche Dauer von ihm trennen. Mußte denn das sein? Konnte er nicht ebenso gut einen Reisenden diese Geschäfte erledigen lassen? War es denn nicht genug an den 6 Jahren, welche die beiden Gatten in förmlicher Abgeschiedenheit ver- lebt hatten. Sie fürchtete, und wohl nicht ohne Grund, eine Rückkehr der früheren Verhältnisse, weil sie den wiederholten Beteuerungen seiner unwandel- baren Liebe nicht recht glauben konnte.

Und in der That, sie hatte berechtigten Grund zu diesem Mißtrauen. Denn wenn sie vor dem Spiegel stand und die furchtbaren Zerstörungen be- trachtete, welche die Krankheit ihr zugefügt, so mußte sie sich unwillkürlich sagen: „Hat er Dich früher nicht geliebt, so kann er es jetzt noch viel weniger.“ — Die eingefallenen Wangen und das fast kahle Haupt — sie erschrak vor ihrem eigenen Bilde und erkannte sich selbst kaum wieder. Alle die reichen Goldfäden ihres schönen Hauptes hatte ihr die Krank-

heit geraubt, einem Skelett gleich durchwandelte sie die Zimmer ihres Hauses — diese Entdeckung mußte ihn, noch mehr aber sie selbst, die ihr ganzes Glück in der Liebe des Gemahls suchte, schmerzlich be- rühren. —

„Kengstige Dich nicht, Henriette,“ sagte Albert, indem er sich anschickte, in das Comptoir zu gehen. „Die Trennung ist ja nur eine kurze und dann um so viel freudiger das Wiedersehen.“

„Es soll so sein, wie Du sagst, Albert,“ hatte sie ihm entgegnet und auch er hatte wohl in diesem Augenblick den festen Vorsatz, sein Herz durch andere Eindrücke nicht mehr berücken zu lassen.

Aber auch bei ihm behielt das Bibelwort Recht: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!“ Kaum in seiner Schreibstube angelangt, zog er den Brief Olgas aus der Tasche und die Hast, mit der er denselben öffnete, bewies, daß er dieses Mädchen immer noch nicht vergessen hatte.

Das erste, was ihm in die Augen fiel, als er das Couvert gelöst, war das Portrait Olga's. Sie zeigte sich ihm im Atlasleide mit dem — Braut- schleier und der Myrthe im Haar.

Wenn je etwas ernüchternd gewirkt, so mußte es dieses Bild sein. Wie in dem Bewußtsein, eine fatale Ueberraschung gehabt zu haben, fuhr er sich mit der Hand über die Augen und lispelte die Worte: „Ah, ich vergaß ganz, daß Du Braut warst, ich dachte nicht mehr an Deinen letzten Brief. Es ist gut, daß Du mich daran erinnerst; oder besser, Du hättest auch diese Erinnerung gelassen. Warum schreibst Du noch einmal? Du sandest Dein Heim, wie ich das meine, warum an verlorenes Liebesglück erinnern, das sich nicht mehr zurückerufen läßt? — Werde glück- lich mit Deinem Gatten, wie ich — —“

Er vollendete den letzten Satz nicht in seinem Selbstgespräch. Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, denn er hielt wieder das Bild Olga's in der Hand. — Unwillkürlich mußte er an die Blut- augen, an das rabenschwarze Haar, an die Purpur- lippen und den heiter plaudernden Mund der feurigen Polin denken, — sie gehörte jetzt einem Andern, — er hatte diese Vorzüge nicht zu würdigen gewußt. Dachte er sich dagegen das Bild seiner Gattin, so wurde das letztere unbedingt in den Schatten ge- drängt.

Eine geraume Weile saß er unbeweglich auf seinem Sessel, das Begleitschreiben zu dem Portrait hatte er immer noch nicht gelesen. Seine Gedanken schweiften in weiter Ferne, während die Hände me- chanisch mit der Kapsel spielten, welche an der als Uhrkette dienenden Haarschnur befestigt war. Ohne daß er es beabsichtigt hätte, spielte er an dem Drücker, die Kapsel öffnete sich und — das Bild seiner Kin- der nahm seinen Blick gefangen. — —

Dadurch sollte auch sein Sinnen und Denken eine andere Richtung erhalten. „Ist es nicht sän- dhaft, als Familienvater an ein Wesen zu denken, das bereits einem Andern angehört? Müßte ich nicht vor der Gattin beschämt die Augen niederschlagen, wenn sie eine Ahnung von dem hätte, was in mir vorgeht?“ So fragte er sich, indem er die Haarschnur betrachtete, auf welche sich in diesem Augenblick ein Strahl der Winter Sonne gelenkt hatte. Die gold- blonden Fäden funkelten gerade so, wie die Kapsel, und vielleicht das erstmal in seinem Leben fand er an diesem Haar etwas wirklich Interessantes, er fand, daß es schön war.

Plötzlich, wie von einer stärkeren Eingebung be- seelt, erhob er sich von seinem Plage und der Brief Olga's glitt ungelesen in seine Tasche.

„Nein, Henriette!“ sagte er sich ermutigend, „nicht zum zweitenmal sollst Du mich schwach sehen. Was ich Dir und mir gelobt, das will ich halten. Das Bild Olga's soll keine Gewalt mehr über mich haben!“

Einige Tage später standen Albert und Henriette Abschied nehmend beieinander. Er hielt die weinende Gattin in seinen Armen und tröstete sie mit den zärtlichsten Worten, jedoch sie konnte sich nicht be- ruhigen.

„Mir ist, als gingest Du einem Unglück entgegen, Albert; noch nie bei Deinen vorhergehenden Reisen beschlich mich eine so namenlose Angst, wie diesmal.“

„Beruhige Dich, Henriette,“ sagte er. „Es ist eine vollkommen unbegründete Angst; und sollte mir in der That ein Unfall beschieden sein, so würde ich denselben selbst hier im Hause nicht abwenden können. Ich kann diese Reise nicht länger aufschieben und je eher ich fortkomme, desto früher ist sie beendet. Also lebe wohl, Gott behüte Dich und die Kinder.“

Noch einmal lächelte er seine Lieben und eine halbe Stunde später führte ihn der Dampfwagen nach der Provinz Preußen.

Hier hatte er seine Geschäfte bald beendigt und vierzehn Tage später befand er sich auf russischem

Gebiet in der altberühmten Polenstadt Warschau. Mit nicht gerade angenehmen Empfindungen entstieg er dem Wagen, welcher ihn vom Bahnhof in das Hotel geführt, denn hier war es, wo er seine Jugend- Ideale begraben wußte. Olga war in dieser Stadt verheirathet und er fürchtete mit Recht, daß er bei seinen Geschäftsgängen derselben begegnen könne. Ihren letzten Brief hatte er immer noch nicht ge- lesen und in Folge dessen auch nicht beantwortet. Er war fest entschlossen, ein für allemal die Ver- gangenheit und die Erinnerung an Olga zu begraben. Schon hatte er beabsichtigt, Warschau gar nicht mehr zu betreten; aber die ausgezeichneten Geschäftsver- bindungen, welche er an diesem Ort hatte, bewogen ihn, dennoch hierher zu gehen. Die materiellen In- teressen wußten die moralischen Bedenken zu besiegen.

Es war gegen 2 Uhr Nachmittags, als er sich an- schickte, den Rundgang bei seinen Kunden zu beginnen. Das Bestellbuch zu sich nehmend hatte er eben die Hand auf die Thürklinge gelegt, als diese dem Druck einer von außen öffnenden Hand nachgab. Die Thür that sich auf und vor ihm stand Diejenige, vor deren Begegnung er sich so sehr gefürchtet, — Olga!

Einen Augenblick standen sich Beide, er sprachlos vor Erstaunen, sie in der Erwartung, von ihm an- geredet zu werden, gegenüber. Endlich gewann Albert die Selbstbeherrschung wieder und er fragte mit eigen- thümlich vibrierender Stimme: „Sie — Du hier, Olga?“

„Wie Du siehst, Albert,“ entgegnete sie. „Es ist Dir nicht gelungen, mir auszuweichen, obwohl Du das beabsichtigt haben magst, denn sonst hättest Du meine beiden letzten Briefe beantwortet. Doch ich wußte, daß Du hierher kommen würdest; schon seit vier Wochen ließ ich sämtliche ankommenden Züge beobachten, nur um Dich zu sehen und zu sprechen.“

„Aber um Gotteswillen, Olga! welchen Zweck verfolgst Du damit? Siehst Du nicht selbst ein, daß es besser ist, wenn wir uns nie wieder sehen? Hast Du nicht einen Gatten?“

„Und Du — bist Du nicht in dieselben Fesseln geschmiedet?“ fragte sie mit flammenden Augen. „Ist es Dir nach sechs Jahren erst klar geworden, daß unter den obwaltenden Verhältnissen ein Briefwechsel mit mir strafbar sei? — Glaubst Du, ich hätte mich einem Manne zu eigen gegeben, um Dich zu ver- gessen? — Da kennst Du die Töchter Polens noch nicht. Was ihnen gehört, halten sie mit unwider- stehlicher Gewalt fest und nur das Grab kann sich über unsere Liebe schließen!“

„Olga, ich beschwöre Dich, Du redest irre. Be- denke nur, wenn Dein Gatte diese Worte hörte — —“

„Ich sagte ihm, ehe ich ihm die Hand reichte, daß ihm meine Liebe nicht gehört.“

„Und weiß er, daß Du einem Andern geneigt bist?“

Olga senkte vor dieser Frage die Augen. Doch nur eine Sekunde dauerte diese Verlegenheit, dann entgegnete sie: „Nein, das weiß er nicht; aber ich belog ihn nicht dadurch, daß ich ihm Segenliebe be- theuerte, ich betrog ihn nicht, wie Du mich und Deine Gattin betrogen!“

„Es ist eine vernichtende Anklage, die Du gegen mich schleuderst, Olga — aber sie ist wahr. Ich hätte Dich, nachdem ich mich vor dem Altar gebun- den hatte, nicht länger mit meiner Liebe belästigen sollen. Ich selbst trage die Schuld. Aber ich will Dir freimüthig gestehen, daß ich nicht nur Dich und die Gattin, sondern mich selbst betrog. Einmal war es die wahnsinnige Verblendung, die mich in dem Glauben befangen hielt, daß ich in unglückliche Fes- seln geschmiedet sei, zum zweiten war es die entsef- liche, mir erst jetzt überkommene Erkenntniß, daß — —“

Albert hielt inne, er scheute sich offenbar, vor dem sehr erregten Weibe den Satz zu vollenden.

„Warum sprichst Du nicht weiter Albert?“ fragte sie mit sprühenden Augen. „Oder willst Du etwa sagen, daß Du auch mich nicht geliebt hast?“

„Nein —“, sagte er stehend. „Doch Du bist zu erregt; beruhige Dich, Olga und gib Dir Mühe, das Unabänderliche zu ertragen. Laß uns die Er- innerung an die Vergangenheit wie einen schönen Traum im Gedächtniß behalten, habe Mitleid mit Deinem Gatten, mit meiner Frau und — meinen Kindern. —“

Er hatte in so weichem, stehendem Tone gesprochen, daß seine Worte den beabsichtigten Eindruck unmög- lich verfehlen konnten. Er sah eine Thräne in ihrem Auge blinken. Aber hätte er eine Ahnung gehabt von dem Dämon, welcher im Innern Olga's wüthete, hätte er sie überhaupt besser gekannt, er hätte sich unmöglich von dieser Thräne, welche weniger aus be- muthsvoller Entfagung, als aus Schmerz und Wuth über die gehabte Zurückweisung, gemeint wurde, täu- schen lassen. Er glaubte, sie hätte ihm verziehen, als sie sich von ihm verabschiedete, er wußte nicht,